

Unterrichtsmaterial 21

7.21 Oświęcim – Das Leben in Auschwitz heute

Historie

Auschwitz gehörte als Teil der Kastellanei Auschwitz zum Bistum Krakau und somit zu Kleinpolen. Urkundlich wurde der Ort erstmals im 12. Jahrhundert erwähnt, als er an das schlesische Herzogtum Ratibor fiel. 1272 wurde ihm das Stadtrecht (Magdeburger Recht) von Mesko (Mieszko) I. von Teschen (zwischen 1252/1256-1315) verliehen, der dem Oppelner Zweig der schlesischen Piasten entstammte und die Siedlungspolitik in diesem Gebiet förderte. Das Schloss wurde zum Sitz der Piastenherzöge.



Im Verlauf des polnisch-schwedischen Krieges (1600–1629) wurde Auschwitz zum größten Teil zerstört. Infolge der Ersten Teilung Polens gelangten Stadt und Umland an Österreich und wurden Teil des neu gegründeten Königreichs Galizien und Lodomerien (1772–1918). Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Stadt Teil des unabhängig gewordenen Polen. Infolge der Wirtschaftskrise Ende der 1920er Jahre, die alle sozialen

Schichten traf, kam es zu Spannungen zwischen der christlichen und der jüdischen Bevölkerung.

Nach dem deutschen Angriff auf Polen am 1. September 1939 war die Stadt eine der ersten besetzten polnischen Städte. Im Oktober 1939 wurde der Name der Stadt, Oświęcim, in "Auschwitz" geändert und die Stadt dem Kreis Bielitz angegliedert, der als Teil des Regierungsbezirks Kattowitz dem Reichsgebiet angeschlossen wurde.

Der Beginn der Judenverfolgung



In den ersten Septembertagen wurden von den deutschen Besatzern sofort mehrere Juden ermordet. Ende September wurde von den Deutschen die Große Synagoge in Brand gesetzt und der jüdische Friedhof zerstört. Die Juden wurden zunächst in ein Ghetto nach Chrzanów (Etwa 25 km von Oświęcim entfernt) gebracht. Auschwitz sollte nun zu einer Modellstadt werden mit modernen Wohnsiedlungen, Fabriken, Sportanlagen. Viele SS-Leute zogen dorthin, die Zahl der Einwohner verdreifachte sich bis 1945, obwohl viele Polen verjagt worden waren und alle Juden in Ghettos kamen bzw. später umgebracht wurden. Es wurden Wege festgelegt, die „nur für Deutsche“ bestimmt waren. Wer als Pole dort entlangging, wurde festgenommen. Anders als in Krakau oder Warschau blieb in Oświęcim „kein Hauch von Normalität“ übrig, erzählt die

1926 dort geborene Janina Paszek, eine der wenigen Einwohner, für die das KZ in der Stadt keine Selbstverständlichkeit ist „Wir gingen nicht mehr an die Sola (rechter Nebenfluss der Weichsel) und trafen uns nicht mehr in der Stadt. Einer Gruppe von

Polen konnte sofort Sabotage oder Komplott vorgeworfen werden.“ Und dann brachten die Deutschen noch den Stacheldraht in die Stadt: Eines Tages, erzählt Janina Paszek, standen Häftlinge und SS-Leute mit dem Stacheldraht in Zasole (10 km von Oświęcim entfernt) und nagelten ihn an die Zäune. Sie stand in ihrem Garten und verstand es nicht. „Ein Häftling schaute sich um und flüsterte schnell: verschwinde von hier“, sagt sie. Aus einem Ordner holt Janina Paszek ein altes, vergilbtes Stück Papier. „Hier“, sie klopft mit dem Finger auf einen Punkt, irgendwo zwischen den Positionen 110 und 115. „Unser Haus und das von meinem Onkel.“ Allein in Zasole wurden 127 Häuser abgerissen, um dem Lager Platz zu machen. Das war nicht alles. Neun Dörfer mit mehr als 2.000 Häusern sind komplett verschwunden. Mit den Ziegelsteinen und dem Holz der abgerissenen Gebäude wurden Häuser im KZ-Auschwitz errichtet. In die wenigen Häuser, die direkt hinter der Lagergrenze standen und nicht abgerissen wurden, zogen die SS-Leute ein. Auch der berühmte Kommandant Rudolf Höß lebte hier. Bis heute nennen einige Einwohner das Haus „Villa Höß“. Nicht Janina. „Ich habe die echten Besitzer gekannt“, sagt sie. Die kehrten nicht zurück, andere Familien zogen ein. Schulterzuckend sagt sie: „Was hätten sie tun sollen? – Es gab keine Wohnungen.“

Das Ende des Grauens

Am 27. Januar 1945 befreite die Rote Armee das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau. Die 322. Infanteriedivision der 60. Armee der I. Ukrainischen Front unter dem Oberbefehl von Generaloberst Pawel Alexejewitsch Kurotschkin fand in dem evakuierten Komplex nur noch 7.600 schwer kranke Überlebende und 650 Leichen vor. Die meisten Häftlinge wurden von der SS am 18. Januar 1945 angesichts der näher rückenden russischen Armee bei extrem winterlichen Temperaturen auf die „Todesmärsche“ Richtung Westen geschickt. Den Befreiern bot sich ein Bild des Grauens: abgemagerte Insassen neben Leichenbergen und der Asche vergaster und anschließend verbrannter Häftlinge → **Infobogen 12 und 13**).

Die Krematorien und die Gaskammern im Lager Auschwitz wurden ab November 1944 auf Befehl Heinrich Himmlers zerstört, um Beweise der Massaker zu vernichten. Das letzte Großkrematorium in Birkenau wurde erst kurz vor dem Einmarsch sowjetischer Truppen, in der Nacht vor dem 27. Januar 1945, gesprengt.

Für viele, die 1945 in Auschwitz befreit wurden, kam jede Hilfe zu spät. Sie starben an den Folgen von Hunger, Krankheit oder Erschöpfung. Der Großteil derer, die gerettet werden konnten, blieb bis an das Lebensende körperlich beeinträchtigt und traumatisiert. Viele Juden wanderten nach ihrer Befreiung aus Deutschland aus. Mit der Gründung des Staates Israel 1948 ging für sie ein Traum in Erfüllung.

Die KZ Gedenkstätte



Am 2. Juli 1947 beschloss das polnische Parlament, ein Museum aus den zwei erhalten gebliebenen Teilen des ehemaligen Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau einzurichten. Bis heute erinnert das Staatliche Museum Auschwitz-Birkenau an die Opfer des NS-Regimes. Das „Staatliche Museum Auschwitz-Birkenau“ wurde in den letzten Jahren zunehmend ein „Besuchermagnet“.

Inzwischen sind es im Jahr über 2 Millionen Besucher. Sie kommen für ein paar Stunden mit dem Bus aus Krakau oder besuchen die Stadt während einer Tour durch Polen. Sie halten auf dem großen Parkplatz vor dem Haupteingang. Sie weinen vor dem riesigen Haufen von Schuhen und Brillen. Ihnen bleibt die Luft weg, wenn sie auf die abgeschnittenen Haare schauen. Sie machen Fotos. Das häufigste Motiv ist das Eingangstor, besonders, wenn eine Katze auf dem Fensterbrett des Wachhauses schläft. Es gibt auch Gruppen, die sich vor der Todeswand gruppieren.



Manchmal stellen sie später Selfies ins Internet: Ich in Auschwitz. Manchmal staunen sie, weil es auf der anderen Straßenseite ein italienisches Restaurant gibt, ein „Kentucky Fried Chicken“ am Ende der Stadt. Sie schütteln den Kopf und fragen, wie man hier leben kann. Vor der Abreise kaufen sie eine Broschüre auf Englisch, Deutsch, Spanisch oder Schwedisch oder ein Album mit historischen Fotos. Und dann fahren sie zurück. Nach Krakau, Warschau, Berlin, New York,

Paris, Tel Aviv oder woher sie auch immer kommen.

Was nehmen die Menschen von den Eindrücken und Erlebnissen in Auschwitz in ihren Alltag mit? Viele sind tief berührt und formulieren dies auch noch im Abstand ihres Besuchs:

- „Entsetzen! Sprachlosigkeit!“
- „Unvorstellbares Grauen!“
- „Das Schlimmste, was Menschen in einer scheinbar zivilisierten Welt anderen Menschen angetan haben. Angst, wohin sich die zunehmend wieder radikalisierende Welt bewegen wird.“
- „Das kalte Grauen und dass so etwas nie mehr passieren darf. Angst, dass sich erneut eine rechte Szene aufbaut, die den Machthaber von damals, Hitler, vergöttert.“
- „Die Katastrophe, die den Menschen offenbart: Wer sind wir? Was kann uns hindern, diese Seite immer und immer wieder auszuleben?“
- „Die Hölle.“

Das Stigma Auschwitz

Die Stadtverwaltungen kamen und gingen in den Jahrzehnten nach Kriegsende und überlegten, was man angesichts der schrecklichen Vergangenheit von Auschwitz tun könnte. Dabei mussten sie erleben, dass Firmen nicht investieren bzw. sich nicht ansiedeln wollten, weil sie die monströse Chiffre des Schreckens in ihrem „Portfolio“ fürchteten.

Außer dem Chemiewerk, Synthos S.A., einem der führenden Hersteller chemischer Grundstoffe, zählt das Museum Auschwitz zu den größten Arbeitgebern der Region mit tausend Angestellten, darunter zweihundert Dolmetschern, die in über zwanzig Sprachen durch die Blocks führen.

Viele junge Leute finden aber keine Arbeit und ziehen weg.

Die „Normalisierung“ des Lebens in Oświęcim wird international bis heute immer noch misstrauisch und skeptisch beäugt. Dazu zählt z.B. die Eröffnung von Discos. Für die jungen Leute sollte eine Disko im Stadtzentrum eröffnet werden, Kilometer vom Lager entfernt. In der Stadt mit 40 000 Einwohnern fehlten solche Einrichtungen für Jugendliche. Der Plan wuchs sich zu einer internationalen Affäre aus, nachdem in der ausländischen Presse die Worte „Disco“ und „Auschwitz“ zusammengebracht wurden. Die Stadtverwaltung wurde mit Protesten aus der ganzen Welt überschüttet: Das Tanzen in der Stadt, in der mehr als eine Million Menschen ermordet wurden, darf nicht gestattet werden. Die Stadt löste den Vertrag auf. Das für die Disko avisierte Gebäude zerfiel später.

Eine andere Diskothek musste zusperren, weil man entdeckte, dass auf dem Gelände in den Jahren des Holocaust die geschorenen Haare der Opfer gelagert wurden.



Zielstrebig versuchte der von 2002 bis 2011 regierende Oberbürgermeister der Stadt, Janusz Marszalek, die „Normalisierung“. Er sorgte vor einigen Jahren international für Aufsehen, weil er versuchte, gegenüber dem Haupttor des KZ eine Art Geschäftsstraße zu etablieren: Ein Gasthaus, ein Café, einige Boutiquen. Opferverbände weltweit versuchten die Bauarbeiten zu stoppen. Doch Marszalek setzte sich schließlich durch. Das kleine

Einkaufszentrum samt Parkplatz wurde errichtet. Es gibt Restaurants, Imbisse und einen Baumarkt namens "Dein Haus".

Das KZ dominiert weiterhin das Alltagsleben der Stadt. Im Gegensatz zu deutschen Städten wie Oranienburg oder Weimar konnte sich Oświęcim vom Namen des Konzentrationslagers nicht emanzipieren.

„Ich will die alten Geschichten nicht mehr hören“

Janinas Tochter, selbst schon 60 Jahre alt, bricht das Gespräch ab, wenn die Mutter auf das KZ zu sprechen kommt. „Sie sagt, ich rede zu viel, und man muss weiterleben“, sagt Janina Paszek. Die Erinnerung kann sie nicht loswerden. Wenn sie an einem Haus vorbeiläuft, in dem einst die Polizei Häftlinge untersuchte, hört sie innerlich die Schreie. Auch ans Sola-Ufer, wo sie vor dem Krieg gespielt hat, geht sie nicht mehr. Dort konnte man hören, wenn Häftlinge vor der Todeswand erschossen wurden. „Für mich wird es nie enden“, sagt sie. Lachen sei an diesen Orten für sie schwer. So wie Janinas Tochter verhalten sich viele der Bewohner von Oświęcim. Und - Janina trifft trotz ihres hohen Alters Jugendliche, erzählt von früher und beantwortet ihre Fragen.

Die absolute Ausnahme



Für alle, die neu in die Stadt kommen, ist die Präsenz der grauenvollen Vergangenheit zunächst eine Herausforderung. Das Gesicht erstarrt, der Schritt wird langsamer, die Stimme leiser, wenn man die Straße entlanggeht, die „Ostatni Etap“ heißt: Letzte Etappe. Beim Anblick eines Schornsteins zuckt man entsetzt zurück, obwohl es nur eine Gerberei ist. Die Geräusche eines vorbeierollenden Zuges

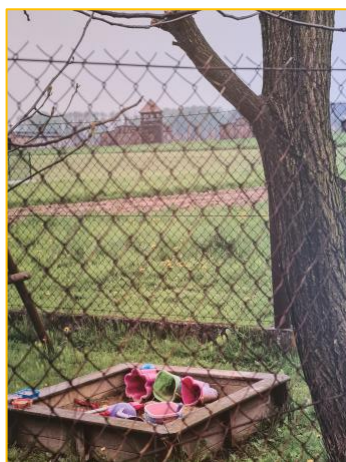
lassen die Frage aufkommen, ob so auch die Menschentransporte zu hören waren. Eine Frau geht mit einem Hund Gassi und telefoniert per Handy. Hat sie das Rattern überhaupt gehört? Die Züge fahren immer gleich, in Warschau oder in Berlin oder in Oświęcim. Nur, dass alles in Oświęcim eine weitere Dimension bekommt.



Zbigniew Klima gehört zu jener späten Generation, die ihre Stadt nur mit der KZ-Gedenkstätte kennt. Die war und ist Teil der Stadt! Alle Schulklassen gehen dorthin. Schritt für Schritt bildet sich in den Köpfen der hier geborenen Kinder das Unfassbare. Es sei anders als bei den Touristen, die aus dem Bus steigen und das ganze Grauen innerhalb weniger Stunden aufnehmen sollen. So richtig könne er gar nicht sagen, wann ihm klar geworden ist, dass er am KZ lebt, sagt Zbigniew Klima. „Ich habe den Eindruck, ich wusste es schon immer.“ Klima ist heute Vorsitzender des Vereins „Auschwitz Memento“, einer ehrenamtlichen Einrichtung, die die Geschichte des Auschwitz-Komplexes recherchiert. Auch Teil der Geschichte der

Großeltern, die hier wohnten. Das sei schon ein seltsames Gefühl. Aber der Schock sei erst gekommen, als er merkte, dass seine Stadt die einzige auf der ganzen Welt ist, die man nur mit einem Konzentrationslager assoziiert. „Oswiecim wird mit

Auschwitz gleichgestellt. Und wir, die Einwohner – sind fast wie Lästler.“ Er sagt, es sei nicht einfach, derart stigmatisiert zu leben.



Um die Mauer der ehemaligen Lager herum wurde eine Ruhezone errichtet, 100 Meter breit. In der stehen Häuser, wohnen Menschen. Dennoch gibt es hier keinen Alkohol, keine laut spielenden Kinder, keine Wäsche auf Balkonen oder Satellitenschüsseln. Die Ruhezone durchschneidet das Gelände des Besucherzentrums, in dem es ein italienisches Restaurant – ohne Wein und ohne Bier – gibt.

Alltagsleben

Die Chemiefabrik Synthos S.A., die hier Tausenden Menschen Arbeit gibt, steht auf den Fundamenten der deutschen Buna-Werke, in denen sich die Auschwitz-Häftlinge



zu Tode schufteten. Es gibt Schulen, die in den einstigen Wohnhäusern der SS-Wachmannschaften eingerichtet sind. Gedenktafeln an Orten des Schreckens, aber auch Wegweiser zu den KZ-Anlagen sind in der Stadt allgegenwärtig. Es gibt Kreuzungen von Straßen mit Namen wie "Deportiertenstraße" oder "Lagerstraße" - und unter diesen Kreuzungen liegt ein Massengrab. Geschichten wie diese erfährt man heute in vielen Begegnungen in der

Stadt, oft begleitet von dem lakonischen Nachsatz, „wir müssen doch versuchen, ein normales Leben hier zu leben“.

„Meine Heimat ist für mich nicht der Ort des Lagers“

Die achtzehnjährige Eva antwortet auf die Frage, wie es sich anfühlt, so nah beim KZ zu leben, dass diese ihr schon oft gestellt worden sei. Nicht nur von Ausländern, auch von Polen. Eine Frage, auf die sie nicht mehr antworten möchte. „Was soll ich denn da bitte sagen? Ich wurde hier geboren. Dass das Lager so nah an meinem Zuhause ist, daran bin ich gewöhnt.“ Natürlich sei es schlimm, und sie vergesse nie das erste Mal, als sie dort war. „Doch meine Heimatstadt ist für mich nicht die Stadt des Konzentrationslagers. Es ist Oświęcim.“ Das KZ-Museum hat Eva schon einmal besucht. Damals war sie 15 Jahre alt. Der Besuch gehört in Polen zum Schulstoff. „Wir haben uns in der Schule auf diesen Tag vorbereitet, haben über Wochen hinweg den Zweiten Weltkrieg durchgenommen“, erzählt Eva. Auch den Holocaust hätten sie besprochen und diskutiert. In der Theorie fanden wir das alles schon ziemlich schlimm. Das Ausmaß der Grausamkeit aber wurde uns erst bewusst, als wir dort standen.“ Sie hätten alle schrecklich weinen müssen, die Jungs wie die Mädchen. In ihrer Kindheit waren sie die Backsteinmauern entlanggelaufen. Was sich dahinter verbarg, wussten sie, bewusst war es ihnen nie.

Unter Verwendung von Texten aus tagesspiegel.de, WELT, kurier.at

